

Nach Jahren die langsame Heimkehr

Nach der Ruhrgebietstrilogie legt Ralf Rothmann mit „Hitze“ einen Berlinroman dieser Tage vor

Die Ruhrgebietstrilogie Ralf Rothmanns schließt nach dem zuvor erschienenen Roman „Wäldernacht“ und dem Erstling „Stier“ zuletzt in „Milch und Kohle“ mit einem liebevollen Abschied von der Mutter an deren Krankenbett ab: *„Manchmal blickte ich in das schmale Gesicht, betrachtete die tiefen Furchen um den Mund herum, das Gewittern feiner Falten auf der Stirn, wenn sie eine Schmerzwellen durchfuhr, und jenes Foto in dem Album fiel mir ein, das Mädchen mit den schwarzen Zöpfen“*; der Blick hinaus verrät ebenfalls den Abschied von Region und Menschen: *„Man hatte das Rad [vom Förderturm] entfernt, die Kühltürme geschleift, die Halden abgetragen. In der ehemaligen Kaue befindet sich ein Kulturzentrum.“* Zuvor lässt Rothmann beredtes Leben wiederauferstehen. So entsteht eine regionale Hymne, die jene große Zuneigung zum Kohlenpott glaubhaft bezeugt.

Rothmann versteht es, über die Patina zurückliegender Jahre wiederbelebenden Glanz zu legen, so als kehre einstmaliges Erhofftes wieder ein, als stünden alte Hoffnungen nun doch unerwartet wider das bessere Wissen darum, dass sie längst seitlings wie ein krankes Tier liegen geblieben sind, vor der Erfüllung. Er schafft dies mit einem ausgesucht verwundbar-empfindlichen Erzählton, als getreuer Registrator des *„Wir hatten ja auch gute Jahre“* gelingen ihm poetische Annäherungen an die Geschundenen des Pütt. Wir steuern mit ihm Orte rund um Oberhausen und Sterkrade an – in „Wäldernacht“ die Heimatstadt „Irrlich“ (!) des Erzählers Mareé –, Orte ohne jede Wirklichkeit, und doch erwächst „vor den Augen des Lesers“ ob aller Verwundung der Zechenorte eine verkarstete schöne Gegend. Noch einmal ziehen die Jugendjahre von Jan Mareé in den Endsechzigern vorüber, unterwegs mit der Zündapp, vorbei an „HB-Männchen“, an Reklamewänden mit halbnackten, sich räkelnden Frauen mit Schmolle Mund.

RALF ROTHMANN: Hitze. Roman.

Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003. 294 Seiten. ISBN: 3-518-41396-1. 19,90 Euro.

Bereits in „Wäldernacht“ begegnet der Leser den geschrumpften Hoffnungen daheimgebliebener Frauen der Zecharbeiter, begegnet dem brutalen „Racko“ und nimmt Anteil an Mareés Staunen, als das Nymphchen „Klein-Walburga“, Kneipenwirtin bei „Kleine Gunck“, sich ihm gegenüber aufbaut. Wie zu erwarten vernimmt man allerhand kakophonische Untertöne und erblickt zugleich dazwischen wunderbarlich poetisch gefüllte Räume. Niemals setzt die Korrektur eines allwissenden Erzählers an. Der mit seiner Rückkehr aus Berlin beginnende Erinnerungsprozess des gescheiterten Künstlers Mareé ist stark in die eigentlich zurückliegende Zeit eingewoben, teils ununterscheidbar mit ihr verwischt. Die Aufstellung der Rothmannschen Figuren, mit der typisch matthäischen Haltung der Armut im Geiste an Pasolini erinnernd, kommt einer Hommage an das Subproletariat gleich, das um das Geheimnis eines allzu anstrengend gewordenen Alltags kreist und unterdessen kaum noch ahnt, wie undurchdringlich er bereits geworden ist. So auch die Ohnmacht der Mutter Mareés in „Wäldernacht“: *„Nie würde sie eingestehen, daß auch sie Teile der Katastrophe verursachte, die beide manchmal Ehe nannten; Sündenbock war stets der Alte. Freilich knüpfte sie die Beweisketten oft so kompliziert, daß sie selbst darin hängenblieb, und ließ sich ‚ihre‘ Schuld an einem Vorfall dann nicht leugnen, zerdrückte sie die Zigarette, starrte aus dem Fenster und murmelte ihr Leckt mich doch alle am Arsch!“*

In dem ebenso vielschichtigen Erinnerungsbuch „Milch und Kohle“ schiebt der Ich-Erzähler Simon dem toten Körper der Mutter eine Packung Zi-

garetten der Marke Juno unter (so hatte sie es sich spaßeshalber einst von ihm gewünscht); auch den alten Ehering, den er wie ein abgelegtes Fossil in der Küche zwischen Reißnägeln und Büroklammern vorfindet, wird er ihr aufstecken. Unter stauendem Augenaufschlag noch einmal Luft holend bekennt sie ihm: *„Weißt du, was mir gerade eingefallen ist? [...] Da muss ich den Alten ja doch geliebt haben, wenn ich ihm so schnell hinterhersterb. Oder?“*

Allerlei kleine Ausbruchsversuche aus dem erstickten Eheleben liegen hinter ihr, den Mann immer nur als „Wühler“ in Erinnerung, der die wahre Annäherung an seine Frau zeit seines Lebens verpasste. Da gab es Camillo und Gino, die zu kochen begannen und Gemüse mitbrachten, das keiner kannte, und die Mutter toupierte sich zu diesen Gelegenheiten jedes Mal die Haare. Schließlich verliebt sie sich in Gino und hofft dem müden Leben der Zechemgebung zu entfliehen – die Antwort des Vaters in einer nächtlichen Szene fällt verzweifelt aus. Der aus dem Schlaf gerissene Simon sieht viele aus der Kette gelöste Perlen am Boden liegen, die Welt zu Hause beginnt zu bröckeln, *„wie eingegossen in meine Müdigkeit, schien das Bild momentlang unbeweglich“* – wir ahnen mit Günter Kunert, dass der *„Zauberkasten Welt [...] lang leer“* ist, und auch bei Rothmann sind die Illusionen gewichen und ist schon vor Zeiten der Ruf durch die Welt gegangen, dass jenes Numinose eines unumstößlich Guten aus ihr heraus ist. Rothmann versteht es, die Ansichten über die Archäologie des „Lebenswertes“ zu vermehren, er nimmt sie aus der Achse des Bekannten und lässt sie neu lesbar werden im Bo-

densatz der Kaffeetassen der Benachteiligten, fernab aller metaphysischen Tröstungen.

Die Mutter kündigt an zu gehen, Simon wehrt sich trotzig, was bleibt, ist eine ebenso ungeäußerte wie unterdrückte kleine Liebeserklärung, schließlich soll der Gang der Mutter nach Italien abgewehrt werden: „Und jede Menge Mafia. Und keine asphaltierten Straßen, keine Gaststätte Maus. – Weiß nicht. Bleib hier.“ – und sie wird bleiben. Was zwischenzeitlich an Erzählbarem mitläuft, sind faszinierende Pathosformeln en miniature. Ahnungsvolle Melancholie nimmt ihren Flügelschlag, die Natur dient sich als Superzeichen an für sich anbahnende Zerwürfnisse: „ein ganzer Taubenschwarm, wie in ein Luftloch gefallen, stürzte herab, und schwang sich wieder auf.“ Wieder einmal erstickt das Desaster im Kleinen, die Mutter, eine Nacht lang fort, wird am Nachmittag des kommenden Tages in die Parzelle ihrer Lebenswelt zurückgekehrt sein, einziges Zeichen des Aufbruchs: das neue bordeauxfarbene Kleid. Sie bereitet Bratkartoffeln zu und wird wie üblich ein Glas Milch zum Essen stellen.

Jüngst ist der Berlinroman „Hitze“ erschienen, und es ist so, als stilisiere die geschilderte Zeit im „gewendeten“ Berlin den Erzählton und ebenso die Figuren. Rothmann streift allerlei „Ist-Zustände“ der Underdogs, abermals liebevoll ausgebreitet in Szenen, die dem Proletariat unnachahmlich und auf meisterliche Weise nahe kommen und ihm schmeicheln, da kleinbürgerliches Beieinander und Rangeln um Worte es ziemlich weit bringen in kleinteilig philosophischen Salven. Jede Menge altbekanntester skatologischer Sarkasmus bestäubt den Leser unsanft, aber nie unschön, die stabile polnische Pensionsvorsteherin Ella aus dem Puff „Pension Polska“ mag da nachhelfen, ebenso die Momente, in denen der Held Simon DeLoo in seinen Arbeitsplatz, eine Großküche, eintaucht oder ein anderes Mal mit seinem Kollegen Klappu auf den Hof einer Schlachtereibieg – aber natürlich bleibt es nicht beim Verweilen unter dem Torbogen („die Schnauze wischte wie ein Radierer über die Stiefelabdrücke der Männer, die Ohren klappten vors Gesicht“). Der Leser atmet etwas mit von der erstarrten Luft in einer Dahlemer Vil-

la, wo uns der wortschwallartige Ausbruch einer begüterten, aber verlassenen Frau aus einer überstandenen „Mittelstandsehe“ erwartet (unserem Helden gegenüber wird sie sanft: „Es ist ja falsch zu glauben, daß man im Alter weniger empfindsam wird, Simon, daß einem die Dinge nicht mehr so nachgehen, oder? Das ist eine Lüge, die das Leben uns ins Herz legt, damit wir weitermachen“). Und überall sind eifertige Gebäudespekulanten unterwegs, beugen sich mit falscher Hilfsbereitschaft herüber, als meinten sie es gut. Wir begleiten also Simon DeLoo, einen ehemaligen Kameramann, den der Tod seiner Lebensgefährtin aus dem Lebensnetz gerissen hat, der nun als Hilfskoch in dieser Großküche in Kreuzberg arbeitet, auf dessen Fahrten durch den Kiez: Schnell wird die Erzählfahrt durch die Stadt zu einem topographischen Hineinphantasieren in Orte und Landschaften und schließlich auch zu einer Reise aus ihr heraus. Simon begegnet der polnischen Stadtstreicherin Lucilla, mit ihr bereist er Polen, ein ürtümliches Land mit anderen Schwebereisen, ein Land wie aus einer anderen Zeit, nicht ohne Anzeichen der Veränderung. Es kommen Bilder einer Landschaft, die so ausgemalt sind, als seien sie zur evokativen Anrufung des Menschen da – „Dolgie, ein Traum, der ein ganzes Leben brauchte, um wachgerufen zu werden“ –, mit Menschen wie Marek, der angebliche Bruder Lucillas, mit Fältchen in seinen Augenwinkeln, „als wären sie das ganze Leben meinende Anführungszeichen“. Simon atmet die Brise eines möglichen Lebens („Mach mich nicht schwanger, hörst du!“), schließlich antwortet er wie erleuchtet mit einem Diskurs über das Sehen: „Die Zeit ist vorbei, jedenfalls für mich. Man sieht immer weniger.“ Der Erzählkosmos ist beim Sehen der Dinge angekommen, kunstvoll und ohne unnötige Amplifikationen, ein tiefes erzählerisches Parametrieren, jedoch kein Ausloten mehr. Schreibe man eine Poetologie hierzu, handelte sie nicht vom Verweisen der Worte, sondern vom Benennen der Dinge. So geht es denn allmählich um das Ankommen, im Text wie im Leben, in einer monochromen Einsamkeit, das Subjekt ganz Auge geworden. Unser Held Simon DeLoo kommt gänzlich ohne Innenperspektive aus, er ist im Erzählen, das ein Erzählen mit Liebe zu den Dingen ist,

das die Dinge nicht ausdünn. Kurz vor den letzten Atemzügen wird Simon frei sein von Illusionen, und man darf als Leser eine erhabene Leer-Stelle bemerken, wenn sie auch schwer zu erfahren ist. Simon DeLoo, ein „Illusions-Ich“, die Zeit mit ihm ging so schnell vorüber: Die langsame Heimkehr ist hier ein langsames Ankommen.

Rufen wir uns den Satz eines anderen Adepten einer Poetologie der Zwischenräume in Erinnerung: Auch Peter Handke, Lehrmeister des „schönen Scheins“, verkündete in seinen Beobachtungen, nicht zuletzt in seinen Journalen zu Illusion und Weltwahrnehmung, oftmals, dass eigentlich nichts sei, außer der Leere, die es zu beobachten gelte, denn: da „ist kein Gegensatz zwischen der Welt und der Illusion. Also die Illusion ist immanent der Welt, denn die Welt ist ja nicht ohne mich.“ Auch Simon DeLoo äußert sich selten in direkter Rede, nur wenige Male hören wir etwas von ihm, an einer Stelle auffällig programmatisch: „Eine Wasserlilie. Und jetzt schau sie noch mal an und denke: Das ist keine Blume, keine Lilie. Das sind nicht die Farben Gelb und Blau. Und das dahinter ist kein See, kein Schilf, kein Waldbrand und hat auch nicht die Farbe Grün. Na los, sags dir! Innig. [...] Das meinte ich. [...] Bilder oder Wörter können vielleicht einiges beleuchten. Aber irgendwann verstellen sie es auch. Lampenschirme, durch die kein Licht dringt.“ Gegen Ende der Erzählung ist Simon, sehr alt geworden, wieder in Berlin, von seinen Freunden nahezu unerkannt. Es wird seine letzte Nacht in jenem Winter sein, er ist ohne Heim, jedoch nicht ohne Heimat: „DeLoo nickte kaum merklich, blieb stehen. [...] Wind blähte seine Kapuze, schob sie langsam vom Kopf. Hell die Stirn vom Laternenschein, eingesunken die Schläfen, [...] die Schatten der alten Bäume äderten das Trottoir, [...] plötzlich ein feines, von fernher kommandes Geräusch. [...] Wie der Ernst von Engeln. – Dabei war es nichts als Wind.“ Simon deLoo, ein stiller Held, der sich nicht gerade gegen das Leben stämmte: Wie stark war er wirklich, wie viele Mühen mag ihn das Leben gekostet haben? Der Leser bleibt ein wenig ratlos zurück.